



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Bauführung des Mittelalters

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

die Abfolge der Bilder vorbereiten auf dasjenige Bild, um das es ihr am meisten zu thun ist, sie muß motiviren, und wenn sie das geschickt genug thut, dann kann sie uns Höll und Teufel einreden, und wir glauben ihr, weil wir in ihrem Banne stehen, weil sie Schönheit schafft, und nur darum soll es ihr ausschließlich zu thun sei. Kunst ist nie und nimmer Natur. Die prosaische Wahrheit in der Dichtung, nämlich die historische Thatsächlichkeit, ist immer nur Nebensache, was freilich zum Schaden der Kunst heute vielfach verkannt oder geleugnet wird; ihrem Wesen nach kann es der Kunst nur um ideale Wahrheit zu thun sein.

Zum Glück ist Kruse ein besserer Erzähler als Kunstphilosoph, und so mürrisch wir nach dieser Entgegnung ihm in aller unsrer Unbescheidenheit und Beschränktheit erscheinen mögen, so haben wir uns durch sein Vorwort den Spaß an seinen lustigen Geschichten und die Rührung bei den ernststen nicht verderben lassen. Das bedeutendste Stück der Sammlung — sie enthält deren neunzehn — ist ohne Zweifel „Adeleide“: hier wird in ergreifender Weise die Tragik der Wilden Australiens im Kampfe mit den eingebrungenen Engländern dargestellt; man möchte es ein Stück völkerpsychologischer Poesie nennen. Die längste Erzählung: „Der Kalifornier“ bringt das ganze Lebensbild eines Abenteurers, der dreimal seinen Goldschatz verloren hat und sich schließlich damit begnügt, ein Wrack am Nordseeestrande auszubenten. Die ganze Erzählung ist von großer Schönheit bis auf ihren Rahmen, denn es ist doch gar zu unwahrscheinlich, daß der Kalifornier den ersten besten Badegästen seine lange Geschichte so bereitwillig erzählt; hier dürfte Kruse die Natur nicht mehr abgeschrieben haben. Andre Stücke, wie „Konrektor im Sacke,“ zeichnen sich durch possenhaften Humor oder, wie „Der Geizhals,“ durch hübsche Kleinmalerei aus. Zwei Stücke sind in Gesprächsform, und zwar so kunstvoll, daß sich die beiden Gestalten selbst echt dramatisch charakterisiren.

Wien

Moritz Necker



Die Bauführung des Mittelalters



Die Viktorskirche in Xanten gehörte bis zur Säkularisirung einem Stifte regulirter (halb mönchisch lebender) Kanoniker, die zwar dem Erzbischof von Köln untergeben waren, aber sich ihren Propst und ihren Dechanten selbst wählten. „Es giebt künstlerisch bedeutendere und giebt noch besser erhaltene Kirchen als die Xantener — sagt Niehl in seinem Wanderbuch —, allein ich kenne keine, welche so schön und so vollständig erhalten zugleich wäre.“ Aber es sind nicht

kunstgeschichtliche, sondern sozialwissenschaftliche Aufschlüsse, die den Wert des unten genannten Buches*) ausmachen, über das wir im folgenden berichten wollen. Daß man im Mittelalter anders baute als heutzutage, daß man sich Zeit nahm und den Bau liegen ließ, so oft das Geld ausging, wissen wir zwar im allgemeinen längst. Aber noch nie ist eine solche Baugeschichte so im einzelnen dargestellt worden, wie es Weiffel in seinem Buche gethan hat; die Urkunden, Baurechnungen und sonstigen Aufzeichnungen des in dieser Beziehung einzig dastehenden Stiftsarchivs lieferten ihm das Material dazu. Im Schlußkapitel des ersten Teiles faßt er den Verlauf folgendermaßen zusammen: „Die alte Kirche genügte der Stiftsgeistlichkeit nicht mehr, und man entschloß sich zum Neubau. Für diesen Neubau wurde ein allgemeiner Plan entworfen, wodurch festgestellt wurde, wie lang und breit die Kirche werden, wie viel Schiffe sie erhalten und wie hoch diese Schiffe sein sollten. Dann begann man, ein neues Chor um die alte Apsis zu bauen, 1263 bis 1284. Erst nachdem das Hauptchor mit zwei Seitenchören fertig war, brach man die romanische Apsis ab. Der Gottesdienst wurde durch den Bau nicht unterbrochen, man bedurfte keiner Notkirche und keines neuen Bauplatzes. Nun wartete man, um die Schulden zu bezahlen und neue Baumittel anzusammeln. Als sie vorrätig waren, baute man bis 1372 an der östlichen Hälfte der äußern Seitenschiffe [die Kirche ist fünfschiffig und richtig orientirt, d. h. von Westen nach Osten gerichtet]. Der Teil der alten Kirche, in dem die Chorstützle des Kapitels standen und in dem der Gottesdienst weiter gehalten wurde, während rechts und links die [neuen] Seitenschiffe emporstiegen, war noch nicht berührt. Erst 1396 bis 1437 wurde er niedergelegt und an seiner Stelle das Mittelschiff bis zum Lettner ausgebaut. So war 1437 die erste Hälfte der Arbeit vollendet. Östlich vom Lettner stand die neue gotische Hälfte der Kirche, westlich das alte romanische Schiff. Von 1481 bis 1519 wurde auch das Schiff im gotischen Stil umgebaut und zwar in drei Perioden, sodaß 1481 bis 1492 die nördlichen Seitenschiffe westlich vom Lettner, 1489 bis 1506 die südlichen Seitenschiffe und dann bis 1519 das Mittelschiff zwischen ihnen errichtet wurde.“ So wurde der ursprüngliche Plan zwar durch dritthalb Jahrhunderte festgehalten und schließlich durchgeführt, aber jedes Geschlecht und jeder einzelne Meister schuf frei nach seinem Geschmack in dem gegebenen Rahmen. Weiffel knüpft daran eine Kritik unsrer heutigen Baugewohnheiten. „Warum sollte man heut ein ähnliches System nicht mehr befolgen können? Baumeister, die möglichst viel Geld verdienen wollen, werden immer ganze Pläne liefern und möglichst rasch bauen wollen. Viele werden erklären, die Gewölbe, besonders

*) Die Bauführung des Mittelalters. Studie über die Kirche des heiligen Viktor zu Kanten. Von Stephan Weiffel, S. J. — Bau. — Geldwert und Arbeitslohn. — Ausstattung. — Mit Abbildungen. Zweite, vermehrte und verbesserte Ausgabe. Freiburg i. Br., Herder, 1889.

die des Mittelschiffs, müßten zusammengeschlossen werden. Es sei unmöglich, nur die Hälfte standfest zu machen. Aber die Baugeschichte des Mittelalters beweist, daß nur Akademiker solche Dinge als unmöglich erklären können. Ein praktischer Mann wird Mittel und Wege finden, heute das zu leisten, was die Vorzeit geleistet durch Balkenlagen und andre Mittel, die der Dilettant nicht anzugeben vermag, der Techniker aber kennen oder wiederfinden muß. . . . Massenproduktion und Fabrikarbeit haben heute die wahre Kunst des tüchtigen Handwerkers überwuchert und erstickt. Wir sind verwöhnt durch die Billigkeit, mit der »Fabriken für Kunstgegenstände« ihre Erzeugnisse anbieten, und durch den geringen Preis, den Tagelöhner und Spekulanten für ihre Leistungen verlangen. So sind wir dazu gekommen, eine Kirche fabelhaft rasch zu bauen und ebenso rasch auszustatten. Aber man sieht den Leistungen die Eile an.“

Diese Bemerkungen verdienen Beachtung. Ich gehe fast täglich an einer Kirche vorüber, die auf Kosten des Fiskus — natürlich im „gothischen“ Stil — binnen vier Jahren „fertig gestellt“ worden ist, und ärgere mich jedesmal über die plumpen gebacknen Zapfen, die Gialen vorstellen sollen, über die gleichfalls im Ofen gebacknen Kreuzblumen und das dito Maßwerk. Und wie denn jeder ästhetische und unästhetische Schein auf ein Sein hinweist, so ist auch diese gebackene Herrlichkeit der getreue Ausdruck unsrer sozialen jämmerlichkeit. Aus dem künstlerisch arbeitenden Steinmezen ist der lehmnetende und ofenheizende Tagelöhner geworden, und hierdurch sowohl der innere Menschenwert wie die äußere Lebensstellung einer ganzen Klasse herabgesetzt worden. Und da nicht langsam, gleichmäßig fortgebaut wird, nach dem Maße der vorhandenen Mittel, sondern die Mittel zu unsern binnen kürzester Frist zu vollendenden Bauten durch Anleihen und Lotterien aufgebracht werden, so fließt stets ein Teil des Arbeitslohnes in die Taschen der Geldlieferanten, d. h. also der unproduktiven Bevölkerungselemente ab. Endlich werden durch das rasche Bauen und durch das ebenso rasche Anschaffen von Ausstattungen, Ausrüstungsgegenständen u. s. w. zeitweilig große Arbeitermassen auf einen Haufen zusammengebracht, die nach Vollendung ihrer Aufgabe leicht arbeitslos, elend für ihre Person und eine Gefahr für den Staat werden und diesen wohl gar zu gefährlichen Experimenten verleiten, z. B. zu Unternehmungen, die an sich durch kein Bedürfnis gerechtfertigt nur den Zweck haben, Menschen zu beschäftigen.

Der Bau zu Kanten war auf fortlaufende feste oder doch nur wenig schwankende Einnahmen gegründet. Dahin gehörte zunächst die Steinmezenpfründe, die nach heutigem Gelde etwa zweihundert Thaler jährlich abwarf. Der Steinmezenmeister war nämlich ursprünglich ein Geistlicher. Als später Kunst und Handwerk in die Hände der Laien übergingen, behielt man die Pfründe als Besoldung bei, sodaß ein weltlicher verheirateter Handwerksmeister Mitglied des Kapitels wurde. Der letzte solche Präbendar war Meister Jakob. Nach seinem Tode 1374 ward die Pfründe eingezogen, und ihr Ertrag

floß fortan der Fabrikasse (Kirchbaukasse) zu, die ein Kanonikus unter dem Titel *magister fabricae* als eigentlicher Bauleiter verwaltete. Das sonstige Vermögen der Kirchbaukasse bestand in Grundstücken und Erbrenten von mehr als zwanzig Häusern. Ferner flossen dieser Kasse zu die Strafgeelder von Geistlichen, die ihren Dienst versäumten oder zu spät in die Kirche kamen, die Gebühren für das Geläute bei Begräbnissen, gelegentliche Geschenke, Kollekten, die unvermeidlichen Ablassgeelder und die Eintrittsgebühren der Mitglieder der Kegelmilde, der *fratres kegelorum*. Ihr gehörten nicht allein alle Honorationen der Stadt, sondern auch die Stiftsherren an, deren Kegelmilde hinter der Kirche lag. Selbstverständlich trug auch diese Bruderschaft einen geistlichen Charakter und ließ es an Gebeten, Gottesdiensten, Umzügen und Brudermahlen nicht fehlen; kein Zeitvertreib ohne den weihenden Zusatz von Frömmigkeit — und umgekehrt! Würde die Elle einmal länger als der Kram, so sahen sich die Kanoniker wohl genötigt, eine Anleihe aufzunehmen? Beileibe nicht! Das wäre ja ein verbotenes Wuchergeschäft gewesen; sondern nur gegen das aufgenommene Kapital eine Leibrente zu verkaufen. Je nachdem die Rente nur für die Lebenszeit des Darleihers galt oder eine Erbrente war, schwankte der Zinsfuß zwischen zwölf und fünf Prozent. War dann wieder einmal mehr Geld vorhanden, als man augenblicklich brauchte, so kaufte man die Rente zurück, d. h. man stieß die Schuld ab. Obwohl demnach das Leihwesen schon im vierzehnten Jahrhundert begann, führte es doch nicht zu dauernder Verschuldung. Der Ablassverschleiß im fünfzehnten und im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts trägt, abgesehen von dem wunderlichen geistlichen Vorwande, schon in viel höherm Grade den Charakter moderner Finanzoperationen. Davon schweigt P. Beißel klüglich. Freilich war er nicht gerade genötigt auf die heikle Sache einzugehen, weil der Ablass für die Kantener Kirche nur in bescheidenen Grenzen und ohne Vermittlung von Geldinstituten ausgenutzt wurde. Man kann in den von Beißel aufgestellten Listen von Jahr zu Jahr verfolgen, wie die einzelnen *magistri fabricae* wirtschafteten. Gewöhnlich reichten sie mit der ordentlichen Jahreseinnahme oder behielten am Ende des Jahres noch etwas übrig, zuweilen schlossen sie mit einem Defizit ab; auf einen ganz besonders baulustigen, der nach dem Grundsatz: Es muß alles verrungenirt werden, versuhr, sind die Herren Konfratres sehr schlecht zu sprechen. Von 1360, wo die Baurechnungen anfangen (sie sind sehr genau; kein Trinkgeld — *pro hibalibus* — und keine Maß Wein wird ausgelassen), bis 1559 wurden nach heutigem Gelde (und Geldwerte) 1500000 Reichsmark verbaut. Das in der Zeit vor 1360 verbrauchte, die nicht verrechneten Geschenke, die Reparaturen und die Ausschmückung veranschlagt Beißel auf das Dreifache dieser Summe, sodaß der ganze Bau sechs Millionen Mark gekostet haben mag. Hätte man, meint der Verfasser, den Drachensfels nahe gehabt, dem ein großer Teil des Materials entnommen ist, so würde der Bau

nur halb so teuer zu stehen gekommen sein; so viel verzehrten die Transportkosten, die Schiffszölle und die Zollprellereien. Damit wäre wenigstens eine doch wohl recht dunkle Schattenseite des frommen Mittelalters eingestanden.

Als das Wichtigste und Interessanteste erscheint uns in dem Buche die genaue Ermittlung der Arbeitslöhne, die in dem fraglichen Zeitabschnitte den Bauhandwerkern gezahlt wurden. Mit ungeheuerem Fleiß hat der Verfasser die zahlreichen in den Baurechnungen vorkommenden Münzsorten auf die Kantener Mark zurückgeführt, sodann untersucht, wie viel man für die Kantener Mark in jedem Jahrzehnt an Weizen, Roggen, Gerste, andern Früchten, an Kleidungsstücken, Wohnung u. s. w. bekam, und so mit ziemlicher Sicherheit festgestellt, wie viel die gezahlten Löhne nach unsern heutigen Verhältnissen wert waren. Über zwanzig große und viele kleinere Tabellen ermöglichen dem Leser die Prüfung der Berechnungen, die im Anhange aus Lamprechts nach der ersten Ausgabe von Beißels Buch erschienenen Werke (Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter) ergänzt werden. Das Hauptergebnis faßt Beißel Teil II, S. 169 in folgenden Sätzen zusammen: „Um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts verdienten die Handwerksmeister in Kantener fast zweieinhalb mal so viel als um die Mitte des sechzehnten. 1350 bis 1479 schwankte der Wochenlohn nach unserm Gelde zwischen 40 und 23 Mark. Die höchsten Lohnverhältnisse (sic!) fallen auf die Zeit um 1415 und 1465, die niedrigsten auf die Zeit um 1405 und 1435. Man hat also in den vorstehenden Tabellen den mathematischen Beweis für das Herabgehen des zeitlichen Wohles (sic!) von etwa 1465 an; und zwar in so rascher Folge, daß die Meister um 1465 an 40 Mark unsers Geldes verdienten, um 1555 aber nur 13, d. h. ein Drittel davon.“ Die Meister waren nicht großartige Bauunternehmer, sondern schlichte Handwerksmeister; und zwar standen Steinmeger, Maurer, Zimmermeister, Schieferdecker, Schreiner so ziemlich in demselben Range. Da die Steinmegermeister, die eigentlichen Baumeister, neben ihrem Tagelohn für persönlich geleistete Arbeit einen festen Gehalt für die Bauleitung bekamen und zuweilen, nicht immer, neben dem Kantener Bau zugleich noch einen zweiten leiteten, so mochte ihr Einkommen durchschnittlich das Doppelte des angegebenen Satzes betragen. Die Gesellen bekamen natürlich weniger; ihr Lohn betrug je nachdem fünf Sechstel, vier Fünftel, drei Viertel des Meisterlohns und scheint nie unter dessen Hälfte gesunken zu sein. Nehmen wir die Hälfte an, so würde er in der guten Zeit so ziemlich dem heute üblichen gleich gekommen sein. Doch darf man annehmen, daß sie bei gleichem Einkommen zufriedener lebten als unsre heutigen Bauarbeiter. Einmal fehlten jene Ansprüche, die heutzutage aus Mode und Kameradschaft erwachsen. Was kosten heute nur allein bairisch Bier, Zigarren, Streif- und Wahlkassen, nicht zu vergessen die „Damentoiletten“ der weiblichen Familienmitglieder! Sodann bezeichnen die obigen Sätze nicht Saisonlöhne, sondern durchschnittliche Jahreslöhne; namentlich

bei den Steinmagen ging die Arbeit gleichmäßig das ganze Jahr hindurch fort; selbstverständlich wurde im Winter weniger Lohn gezahlt als im Sommer. Endlich mußte man nichts von arbeitslosen Zeiten. Es war nicht wie heute, wo Perioden des tollsten Bauschwinds mit flauen Jahren wechseln. Nie wurde massenhaft, aber irgendwo wurde immer gebaut, und an Arbeitern war kein Überfluß. Die starke Nachfrage nach geschickten Arbeitern erklärt es, daß die Gesellen — sie werden in den Rechnungen mit Namen aufgeführt — oft wechseln. Stiegen die Lebensmittelpreise, so kam es wohl zu Lohnstreitigkeiten, die immer gütlich beigelegt worden zu sein scheinen. Nur waren dabei nicht Meister und Gesellen die streitenden Parteien, sondern Meister und Gesellen einer- und der Bauherr andererseits. Im dritten Teile des Buches, der von der Ausstattung der Kirche handelt, findet man Angaben über die Lohnverhältnisse der Maler und Goldschmiede.

Da der Verfasser Jesuit ist, so versteht es sich von selbst, daß er die gesammelten Thatsachen gelegentlich zur Verherrlichung seiner Kirche und zu Seitenhieben auf den Protestantismus verwendet. Wir polemisieren nicht gegen seine Auslassungen. Soweit sie katholische Gebräuche und Kultusformen empfehlen wollen, handelt es sich um Geschmackssachen, und de gustibus non est disputandum. Wenn aber Beißel den Schein zu erwecken sucht, als sei die „Kirchenspaltung“ schuld gewesen an der um 1500 eintretenden Verschlechterung der Lage des Arbeiterstandes, so hat er sich ja selbst schon hinreichend widerlegt, indem er eingesteht, daß die beiden Hauptursachen dieser Verschlechterung, die Entwertung des Geldes und das überhandnehmende Submissionswesen, sich schon im fünfzehnten Jahrhundert bemerkbar machen. Damit ist schon bewiesen, daß wir es hier mit einem von Glaubensmeinungen und Kirchenverfassungen ganz unabhängigen Umschwunge des Wirtschaftslebens zu thun haben. Mit der Reformation hängt dieser Umschwung nur insofern zusammen, als er eine allgemeine Unzufriedenheit und Gährung hervorrief, die das Volk neuerungslustig machte, und als unter den Begüterten, gegen die sich jene neidische und begehrlische Neuerungsucht richtete, die über Bedürfnis reichen und ihrer ursprünglichen Bestimmung meist untreu gewordenen kirchlichen Institute zunächst in die Augen fielen.

Zum Schluß mag noch bemerkt werden, daß der Verfasser an vielen Stellen ein gesundes Urteil in Kunstfragen bekundet und u. a. vor dem Purismus unsrer Neugothiker warnt. Das letztere erklärt sich freilich aus den Traditionen seines Ordens, der als Beförderer des Renaissance-, Barock-, Rokoko- und Zopfstils und als silberverderbender Wüterich in alten gothischen Kirchen bei der Schule der Gebrüder Reichenperger übel angeschrieben steht.